

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 146 (1867)

Artikel: Ein Heirats-Bureau
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-373315>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Heirats-Bureau.

I.

Ich bin der Magister Börlin, ein stiller, harmloser Mensch, der gern mit der Welt im Frieden lebt und lieber Unrecht leidet, als solches thut.

Ich bewohne ein sehr bescheidenes Stübchen in der Gerbergasse in Bern, und ich würde im ganzen ein recht zufriedenes Leben führen, wenn sich nicht zwei sich widerstrebende Gewalten in dasselbe getheilt hätten, die so sehr von mir als Mensch und Bürger Besitz genommen haben, daß ich oft zweifle, ob ich das eine oder das andere noch sei. Diese zwei Uebel oder Gewalten sind ein Freund und meine Haushälterin.

Mein Freund ist sehr anhänglich und lebenswürdig. Er raucht meine Zigarren, er zieht meine Stiefeln an, wenn sie neu sind, und sagt, sie ständen ihm besser als mir. Auch ist er der Meinung, ich sei dumm und einfältig, und wenn ich mich dagegen verwahre, so sagt er, das sei eben das Besammernswerthe an mir, daß ich gar keine Selbstkenntniß besitze. Passirt ihm eine Unannehmlichkeit, so giebt er mir die Schuld und sagt, ich sei ein Pechvogel, mein Unstern ziehe alle, die mit mir gehen, ins gleiche Verderben. Er borgt mir mein Geld ab und denkt nicht daran, es mir zurückzugeben.

Doch das sind am Ende Kleinigkeiten und ich habe mich an sie gewöhnt, aber eine andere Leidenschaft meines Freundes ist schuld, daß meine Leiden manchmal fast unerträglich werden. Er ist stets im Begriffe, zu heiraten. Bis jetzt hat er es noch zu keiner Frau gebracht, hofft aber stündlich, eine zu bekommen. Ich bin nun sein stillschweigender Associe, d. h. ich bin genöthigt, seine Heiratspläne anzuhören.

Ich bin Junggeselle, und habe eine Haushälterin, die mich absolut heiraten will. So süß der Umgang mit einem holden weiblichen Wesen sein mag, so quälend gestaltet sich die Liebe einer Haushälterin. O mein Gott, was habe ich nicht schon erduldet! Heiße Thränen habe ich geweint — nota bene, wenn ich allein war — und mein Schicksal gefragt, womit ich verdient habe, was mir diese Dame täglich aus Liebe anthut. In meinen Kaffee legt sie keinen Zucker — sie fragt, ob ihr Lächeln

ihn nicht versüße. Sie läßt die Suppe und den Braten anbrennen, und wenn ich zanken will, so sagt sie, sie habe an mich gedacht, alles andere vergessen und ich sei ein undankbarer Mensch. Schicke ich sie auf den Markt morgens 7 Uhr, so kommt sie erst halb 12 Uhr nach Hause und sagt obenein zu allen Leuten, sie müsse schleunigst nach Hause, denn ich sei ein böser und ungeduldiger Mensch. Spreche ich mit einem andern Frauenzimmer, so wird sie eifersüchtig und wild.

Diese zwei Uebel — mein heiratslustiger Freund und meine Haushälterin — abgerechnet, bin ich glücklich und zufrieden. Ja, eine Zeit lang lebte ich sogar fröhlich, denn mein Freund war auf einmal spurlos verschwunden und meine Haushälterin krank. Eines Morgens, ich trank gerade ein Glas Wasser, stürzte mein Freund in mein Zimmer, schlug, ohne ein Wort zu sprechen, das Glas Wasser vom Tische, und klopfte mich mit seinem Stocke auf den Rücken. „Was ist denn los? Bist du närrisch geworden?“ rief ich.

„O du bocklederne Seele, weißt du denn nicht, daß ich Bräutigam bin?“

„Du bist Bräutigam und willst nächstens heiraten?“ fragte ich verwundert.

„Allerdings, Doktor.“

„Wenn du sie nur schon hättest. Wie gieng denn das Ding eigentlich zu?“ fragte ich.

„Wie das zugiegt? Auf die natürlichste Weise von der Welt. Du kennst doch die Frau Pelz?“

„Habe nicht die Ehre!“ antwortete ich.

„Die Frau Pelz,“ fuhr er fort, „ist das sichtbare Werkzeug eines unsichtbaren Schicksals. Sie ist das Walten des Schicksals in Ehe- und Herzenssachen und also eines der nothwendigsten Dinge in der Natur und in der Gesellschaft.“

„So, das ist die Frau Pelz,“ sagte ich zufriedengestellt. „Allen Respekt vor ihr, und die hat dich zu einem Bräutigam gemacht?“

„Ja, die Madame Pelz hat in mein Schicksal eingegriffen; es wird sich nun lieblicher gestalten.“

Mein Freund Nabilius schwagte noch eine geraume Zeit in dieser Tonart fort, entrollte ein Luftschloß nach dem andern vor meinen neidigen Blicken und brachte mich so zu dem Entschlusse, die Bekanntschaft der Madame Pelz zu machen. Es ist am Ende doch am besten, dachte

ich bei mir selbst, nachdem mich Rabilius verlassen, wenn ich mich auch verheirate. Ja, ja! Ich thue am besten. Welch ärmliches und einsames Leben führe ich nicht! So ein Junggesellenleben hat vor Gott und den Menschen keinen Werth. Es bleibt dabei. Ich benütze die Gelegenheit da mit der Frau Pelz und suche mir eine Braut — ich heirate — —

„Ach du mein Gott, liebster Herr Doktor! Ich habe ja noch gar nichts hergerichtet!“ So sprach eine schmachthende Stimme und eine sanfte Hand legte sich leicht auf die meinige. Ich erschrak fast zu Tode; meine Haushälterin stand neben mir und sah mich mit bis zu Thränen seligen Augen an.

„Was ist denn? Was wollen Sie?“ fragte ich.

„Ach, ich meine wegen der Hochzeit. Wir müssen uns doch noch besser einrichten.“

„Wir einrichten? Wozu? Wir brauchen uns nicht einzurichten, denn wir werden nie mit einander verehelicht sein!“ entgegnete ich bestimmt.

„So!“ rief sie aus. „O ich unglückliche, ich betrogene, verlassene Person! Sie werden mich nicht ehelichen? O Sie Barbar, Sie sind mein Mörder. Ich hänge mich auf und zeige Sie dann an, damit Sie geköpft werden!“ rief sie drohend. „Wollen Sie mir das h. Eheversprechen geben?“

„Nein! Lassen Sie mich in Ruhe!“ sprach ich und stürzte in mein inneres Zimmer, schob den Riegel vor und begann, mich zum Besuche bei der Madame Pelz anständig anzukleiden. Mein Freund durfte nicht auf mich warten. Rabilius war sehr aufgeräumt, da er mich bereit sah, und dachte nicht im entferntesten daran, daß ich bei diesem Gange auch meine eigenen Zwecke verfolge. Natürlich sagte ich ihm keine Silbe.

II.

Madame Pelz wohnte in der Streithausgasse. Ihre Wohnung war ganz geeignet zu dem Geschäfte, das sie trieb; man konnte unbemerkt zu ihr kommen. Ueberhaupt läßt sich in keiner Stadt der Welt so gut Versteckens spielen, wie in Bern. Durch die ganze Stadt laufen die sogenannten Bögen, und unmittelbar von ihnen gelangt man in die Häuser, d. h. man schlüpft hinein. Wir schlenderten gemüthlich unter besagten Bögen hin, bis endlich mein Freund sagte: „Halt! Hier ist's!“ Ehe ich recht aufschaute, hatte er mich schon ins Haus gezogen.

Im Hausgange waren der Reihe nach mehrere Glocken angebracht, die sehr vernünftig und praktisch die Namen derer trugen, die sie rufen sollten. Rabilius zog die Glocke des 2. Stockes, und kaum erscholl ihr Klang, als auch schon eine sanfte Stimme sich vernehmen ließ. Oben am Geländer stand eine Dame, und als sie meinen Freund erkannte, sagte sie: „Gott grüße Sie, Hr. Fürsprech!“ und verneigte sich auch artig gegen mich, während mein Freund den Gruß mit den Worten erwiderte: „Danke schön, Madame Pelz!“ Richtig, das war die Madame Pelz, die das Schicksal meines Freundes, die auch, so es die Vorsehung wollte, mein Schicksal wenden sollte. Madame Pelz war eine in der Mitte der Vierziger stehende Frau, elegant gekleidet und ehemals die Frau eines Postangestellten, dessen Andenken sie mit dankbaren Worten und thränenenden Augen pries. Mir wurde schon ganz warm bei ihren Worten und auch Rabilius sah selig aus. „Haben Sie Nachricht von Brechtwyl?“ fragte er.

„O ja und die beste. Sie werden mit Sehnsucht erwartet,“ antwortete Madame.

„Das ist schön. Ich gedenke, wir wollen nächsten Sonntag hinausgehen; ich und mein Freund hier, Doktor Börclin,“ sagte Rabilius.

Madame verneigte sich anmuthig und warf einen prüfenden Blick auf mich, der sie wahrscheinlich über meine Person aufklären sollte. „Sind Sie wohl schon verheiratet?“ fragte sie leichtthin.

Ich wollte eben auf artige Weise erwidern, daß dem nicht so sei, um mein Geschäft einzuleiten, als Rabilius, ein helles Gelächter aufschlagend, ausrief: „Ach Gott, der Doktor verheiratet! Das ist der ärgste Weiberfeind unter der Sonne, furchtsam und schüchtern wie ein Lamm in der Gesellschaft von Damen.“

Die Madame lächelte etwas spöttisch mir zu, dabei fragend: „Haben Sie keine Neigung zur Ehe? Man bedarf dazu nur etwas Muth und Zutrauen zu sich selbst.“ Ich hüftelte verlegen; mein Freund, der mir keine Hintergedanken zutraute, nahm sogleich seine Entwürfe wieder auf und fragte, ob wohl der nächste Sonntag zu einem Besuche in Brechtwyl geeignet sei. Mad. Pelz sagte Ja und versprach, das Weitere ganz entsprechend zu besorgen. Mein Freund erhob sich auf diese Zusicherung, um sich zu verabschieden; ich folgte seinem Beispiel, konnte aber nicht um-

hin, Madame Pelz fragend anzusehen. Sie nickte mir zu und bemerkte leicht, indem sie auf die Uhr sah: „Um 11 Uhr bin ich immer zu Hause!“ Wir verabschiedeten uns. Als wir auf der Straße waren, sagte Rabilius: „Weil du heute deinen so einfältigen Mund gehalten hast, so darfst du nun ein paar Glas Bier bezahlen.“ Ich sah auf meine Uhr, und da es noch nicht völlig 10 Uhr war, so gieng ich mit, bei mir denkend: Warte nur, Du pfiffiger Advokat, diesmal werde ich dir zeigen, was weise und klug ist. Am Ende komme ich noch zu einer Frau, ehe du nur daran denkst. Ich lächelte, glücklich im Bewußtsein meines einstigen Triumphes, und bezahlte so viel Bier, wie der durstige Fürsprecher nur immer trinken wollte. Als es 11 Uhr schlug, erhob ich mich. „Wohin?“ fragte Rabilius.

„Ich muß zu Pastor W.“, sagte ich. „Adieu!“

Ich lachte herzlich und begab mich wieder zur Madame Pelz. Sie empfing mich freundlich und als sie meine Verlegenheit bemerkte, sagte sie ermunternd: „Ohne Scheu, lieber Doktor. Das ist ja mein Geschäft und ich kann es mir denken, wie einsam sich ein Mann von Verstand und Herz fühlen muß im Junggesellenstande.“

Sie setzte sich zu mir auf das Sopha und bat mich, ihr ohne Rückhalt meine Verhältnisse zu offenbaren, ihrer Verschwiegenheit dürfe ich in allen Fällen versichert sein. Verschwiegen zu sein wie das Grab, sei ihr erster Grundsatz. „Haben Sie Vermögen, lieber Doktor?“ war ihre erste Frage. Ich schraubte mein bescheidenes Einkommen wacker in die Höhe und versicherte herzhast, ich könne eine Frau nobel unterhalten.

„Schön! das habe ich mir gedacht!“ sagte sie schelmisch ungläubig lächelnd.

„Und wie alt sind Sie?“ Sie lächelte wieder. Nun ist mir die Lüge Zeit meines Lebens das Verhaßteste aller Dinge gewesen und doch hatte ich eben erst bezüglich meines Vermögens gelogen. Diese Gemeinheit empörte mich, und ich sagte herzhast und roth vor Scham über meine frühere Sünde, daß die Welt schon 45 Jahre das Glück besitze, mich auf ihren rothigen oder dornenvollen Pfaden wandeln zu sehen.

„Nehmen wir 35!“ sagte Madame. „Sie sind also vollkommen mit sich im Reinen, sich durch meine Vermittlung in den Stand der heiligen Ehe begeben zu wollen, oder nicht?“ Ich

bejahte die Frage und fügte verschiedene Versicherungen bei, die Madame sehr zu gefallen schienen. Darauf lud sie mich ein, sie in ihr Allerheiligstes zu begleiten.

Es war ein kleines, allerliebste ausgestattetes Gemach, in das wir traten. „Segen Sie sich doch, Herr Doktor,“ sprach Madame Pelz freundlich; „es spricht sich so leichter und gemüthlicher. Ohne Zweifel wünschen Sie eine achtungswerthe, gefühlvolle, gebildete Dame, nicht zu jung, aber auch nicht zu alt, von wohlwollendem, sanftem Charakter; ich begreife das — nicht wahr?“

Ich nickte beistimmend. „Bildung wird erwünscht sein, auch einiges Vermögen, wenn auch nicht gerade Reichthum. Dabei hat sie einem Stande anzugehören, der zu dem Ihrigen paßt. Wünschten Sie vielleicht auch, daß Ihre zukünftige musikalisch sei?“

Bei all' diesen Fragen saß ich ganz überrascht da und war nicht im Stande, auch nur eine zu beantworten. Doch Madame Pelz schien auch darauf nicht zu warten, sie erhob sich, nahm aus einem Verschlusse ein in rothen Saffian mit Goldschnitt gebundenes Buch, setzte sich wieder zu mir und sagte mit der gewinnendsten Anmuth zu mir: „Suchen wir einmal, Herr Doktor, ob wir nicht eine passende Partie für Sie finden können. Sehen Sie,“ fuhr sie fort, „hier ist Nr. 1: Louise Kollerbeck, 23 Jahre alt, Metzgerstochter mit 15,000 Fr. Vermögen. Still, ehrbar und anhänglich, treu und fleißig. Eine vorzüglich gute Köchin, namentlich in Fleischspeisen. Was meinen Sie, Herr Doktor?“ Ich schüttelte unbefriedigt das Haupt.

„Begreife schon,“ sprach Madame schnell, „zu wenig Bildung. Nr. 9. Ernestine Georgine Dultamara, 28 Jahre alt, aus einem vornehmen Geschlechte. Vornehm, sehr gebildet; aber kein Vermögen. Doch Sie brauchen das ja nicht, obige Eigenschaften ersetzen es vollkommen. Nicht, Herr Doktor?“ Sie blickte mich fragend an. Ich antwortete mit der Bemerkung: „28 Jahre ist die Dame alt!“ Der Mundwinkel der Madame Pelz verkrümmte sich wieder und ein schalkhafter Blik schoß aus ihrem Auge, was mir ungefähr zu bedeuten schien: „Wahrhaftig, du bist nicht so dumm, wie du aussehest.“ Sie sagte aber doch ohne Bedenken: „28 Jahre — Herr Doktor — dünkt Ihnen das zu alt?“

Ich erwiderte trocken: „Ja!“ „Sprechen Sie nur ohne Scheu; meine Liste ist noch nicht zu Ende und die Auswahl groß.“ Sie lächelte spöttisch bei diesen Worten, und ich sah deutlich, daß ihr die Verhandlungen selbst lächerlich erschienen, denn eine geschiedte Frau war sie unleugbar. 2—3 Seiten gieng sie flüchtig durch, es schien, als ob sie keine passende Partie, wie sie es nannte, fand, dann holte sie eine Mappe und breitete eine ganze Reihe photographischer Damenportraits aus, die wie Schneeflocken im Winter nun in Fülle um mein Auge flogen. „Sehen Sie einmal dieses hübsche, reizende Gesichtchen mit den wunderschönen braunen Locken. Gefällt es Ihnen nicht? Ist es nicht reizend? Die Dame ist Modistin, jung, geschickt und sehr belesen. Ein französischer Marquis war nahe daran, sie zu heiraten, aber die Dame schlug ihn aus; er war ihr zu verblüht. Verstehen Sie?“

„Ach ja,“ sagte ich, „zu verblüht! Wirklich ein schönes Wort und recht gut gesagt. Glauben Sie, ich sei ihr noch blühend genug?“

„Was denken Sie, bester Herr Doktor! Sie mit 35 Jahren“ — „45,“ schaltete ich ein. — „Was 45? 35 sage ich. Sie blühen ja wie eine Rose. Ach, wie würden sie meiner Viola willkommen sein. Wünschen Sie sie zu sprechen?“

Ich war im Zweifel; Neugierde reizte mich, sie zu sehen, die Furcht, mich bloßzustellen, hielt mich im Zaum. Viola konnte ja auch mich für zu verblüht erklären. Ich verneinte herzlich mit dem Kopfe. „Sind sie Liebhaber von Blondinen oder von Brünetten? Sagen Sie es nur, liebster Doktor! Sehen Sie diese schmachthafte Blondine! Welch sanftes Engelsgesicht?“ Ich schüttelte abermals mit dem Kopfe und sagte laut: „Nein!“

Madame Pelz ermüdete ob meiner Weigerung nicht. Sie hatte die Hülle und Fülle von Ehestandskandidatinnen. Jetzt bot sie mir eine Jungfer an mit 80,000 Fr. Leider aber, sagte sie, besitze diese Dame eine etwas gekrümmte Haltung, sei aber sehr unterhaltend und entfalte einen strahlenden Witz. Nach meiner Auslegung hatte die Gerühmte einen entseßlichen Buckel und jenen Witz, der immer nur verwundet und sticht, nie aber wohlthut. Ich lehnte wieder ab. Noch verschiedene Damen pries mir Madame Pelz an, alte und junge, reiche und vermögenslose, schöne und passable — mir wollte keine zusagen. End-

lich hieß es: Emilie Gutekunst, 32 Jahre alt, still, eingezogen, verträglich, mit einem Vermögen von 3000 Fr. Leider lag kein Portrait dabei.

„Das ist die rechte! Diese oder keine!“ rief ich plötzlich, wie von einem Strahle höherer Erkenntniß berührt, aus. „Das muß eine artige und anständige Person sein, nicht wahr!“

„O freilich, großer Gott! wie einfältig war ich, daß ich nicht gleich an sie gedacht habe. Welch einen Scharfblick haben Sie, Herr Doktor! Ja, diese ist die rechte. Ich werde Veranstaltung treffen, daß Sie die Dame morgen sprechen können, oder wünschen Sie sie heute schon zu sehen?“

Ich dachte eine Zeit lang nach und sagte: „Ja, wenn es möglich ist.“

„Ich will es möglich machen, liebster Herr!“

Ich bat Madame, mich zu rekommandiren.

„Soll geschehen, Herr Doktor, soll geschehen!“ rief Madame versichernd aus.

III.

Ich gieng gedankenvoll nach Hause. Das Mittagessen, auf das ich eine ziemliche Weile warten mußte, wollte mir nicht recht schmecken aus zweierlei Gründen. Für's Erste beschäftigte mich meine Heiratsangelegenheit lebhaft und tief. Die Neugierde, wer und was wohl meine Zukünftige sein möchte, plagte mich ebenfalls nicht wenig. Dann zum Zweiten war mein Essen kärglich, schlecht zubereitet und meine Haushälterin zeigte sich mürrisch und barsch, und als ich mir eine Bemerkung über ihr Benehmen erlaubte, erhielt ich eine spitzige, wegwerfende Bemerkung.

Um 2 Uhr erhielt ich die schriftliche Anzeige, ich solle mich um 3 Uhr, aber ja pünktlich, in der Wirthschaft „zum leuchtenden Kreuze,“ Berggasse Nr. 388, einfinden. Die Zusammenkunft erregte dort am wenigsten Aufsehen. In einer Nachschrift wurde dann wohlwollend noch erwähnt, ich möge mich schwarz und recht ehrbar kleiden, denn die Dame sei von frommer, sanfter Gemüthsart, liebe das Anständige und sei überhaupt sehr religiös und gottergeben. Nun, dachte ich, wenn sie nur nicht zu religiös ist!

Ich kleidete mich ganz schwarz und nahm eine duldbende und feierliche Miene an. Vor meinem Weggang wollte ich meiner Haushälterin noch einige Aufträge ertheilen, fand sie aber nicht und mein Rufen hatte keinen Erfolg. Ich schloß,

brummend, mein Zimmer wie gewöhnlich und gieng, gestärkt durch den Gedanken, künftighin nicht mehr von einer Haushälterin abzuhängen, sondern von einer liebenswürdigen und guten Frau sicherlich auch gut gepflegt zu werden, frohen Herzens nach dem „leuchtenden Kreuze“.

Siehe da, auch hier hatte sich Madame Pelz schon thätig erwiesen. Sie war, wie Rabilus sich ausdrückte, auch hier mein Schutzgeist gewesen, denn kaum hatte ich gefragt, ob nicht noch ein besonderes Zimmer zur Verfügung stände, so erwiderte die Kellnerin, eine flinke, hübsche Interlaterin, lächelnd: „D freilich, mein Herr! Erwarten Sie vielleicht eine Dame?“

Ich sagte „Ja!“ bis hinter die Ohren erröthend. „So kommen Sie gefälligst,“ sagte das schnippsche Ding, führte mich eine Treppe höher und überließ mich, eine Flasche Lacote vor mich hinstellend, meinen Gedanken. Ich schritt überlegend und in sonderbarer Stimmung auf und nieder, jeden Augenblick erbebend, wenn eine Thür geöffnet oder ein Tritt auf der Stiege sich hören ließ. Keinem Angeklagten, der sein Urtheil erwartet, konnte ängstlicher zu Muth sein als mir in der einsamen Wirthsstube.

Eine volle Stunde verstrich, bis ich jemanden die Treppe heraufgehen hörte. „Wahrscheinlich meine Erwartete“, dachte ich. „Herr, stärke mich in meiner Angst,“ rief ich leise, denn die Schritte näherten sich und auf ein leises Klopfen würgte ich ein eben so leises „Herein!“ aus meiner Kehle. Die Thüre öffnete sich und eine Dame, ganz in Schwarz gekleidet und tief verschleiert, trat ein. Ich hatte so viel Muth, der Dame mit tiefer Verbeugung entgegen zu gehen, ihre Hand zu ergreifen und sie zu einem Sitze zu geleiten. Die Unbekannte sank erschöpft auf demselben nieder und seufzte tief auf. Ich bewunderte ihr zartes Gefühl, denn sie mußte in eben so großer Verlegenheit sein, wie ich, und hatte Mitleid mit ihrer Schwäche. Auf die artigste Weise von der Welt bot ich ihr ein Glas Wein an und sagte in den süßesten Tönen: „Mein liebes Kind“, — Engel oder Herzchen wollte ich schon sagen — „seien Sie ohne Sorge und ohne Scheu. Sie sind bei einem Ehrenmanne.“

„Das weiß ich!“ entgegnete die Dame. Teufel, dachte ich, ich kenne die Stimme, aber wem gehört sie an? Ich fuhr fort: „Wollen

Sie nicht gefälligst sich's kommoder machen und Hut und Schleier ablegen. Sie sind in jedem Falle meiner strengsten Verschwiegenheit und höchster Achtung sicher. Ich bin der Doktor Börnin, und niemand kann sagen, daß ich ein Vertrauen mißbraucht habe. Bitte, legen Sie doch ab!“

„D, das kann ich schon“, sprach die Dame und ihre Stimme kam mir noch viel bekannter vor.

„Es ist mir sehr angenehm und wohlthuend, daß Sie meinen Wunsch erfüllt haben,“ sprach ich weiter. „Ein wonnevolles Gefühl von un-nennbarem Glück beseligt mein Herz und ich hoffe, daß ich eine gleichgestimmte Seele gefunden, die mir im Leben bis jetzt immer gefehlt.“

Die Dame gab keine Antwort, sondern neigte sanft ihr Haupt und schien leise zu weinen. Ich wurde ebenfalls sehr gerührt und setzte mich nahe zu ihr, ergriff leise ihre Hand und tröstete sie: „Warum weinen Sie? Sollten meine Worte Sie verletzt und Ihnen wehe gethan haben?“

„D nein,“ sprach die Dame, „ich weine über die wunderbaren Fügungen des Himmels!“

Sehr fromm und schön gesagt, dachte ich, aber diese Stimme! Wo habe ich die schon gehört?

„Wollen Sie mir nicht ihr holdes Antlitz zeigen?“ bat ich demüthig.

Die Dame erhob ihr Haupt und schaute durch ihren dunklen Schleier mich lange an.

„Bitte,“ sagte ich, „nehmen Sie gefälligst Ihren Hut; ich will Ihnen behülflich sein.“ Und dabei griff — ich selbst erstaunte über meine Frechheit — ich ihr unter das Kinn und begann den lose geknüpften Knoten zu lösen.

„D, wie gütig sind Sie nicht, Herr Doktor!“ rief die Dame aus, „und wie wunderbar sind nicht die Wege Gottes! D, liebster Doktor!“ und dabei gab sie mir einen Kuß — meine Haushälterin!

Ich konnte vor Erstarrung und Entsetzen nichts erwidern. Endlich vermochte ich zu stammeln: „Also sind Sie es? Sie sind die gottergebene, sanfte, demüthige, fromme und religiöse Person!“ Die Wuth übermannte mich und ich schrie: „So schlage doch das Wetter in das Heiratsbureau mitten hinein. Hat Sie der Teufel denn überall auf meinem Wege?“ Aber kein Mensch auf der Welt lebt, der meine Haushälterin 5 Minuten unschlüssig gesehen hätte. Plötzlich stand sie kerzengerade vor mir; aus der gottergebenen, demüthigen Jungfrau war eine Furie geworden. „So“,

sprach sie in wuthentbranntem Tone zu mir: „Solche Streiche machen Sie? Sie wollen heiraten und nicht mich? Nicht mich, die tausend Gelegenheiten ausgeschlagen und nur Ihnen allein ihr Dasein gewidmet hat? Sie pflichtvergessener, ehrloser Doktor! Sie thun nichts, als harmlose Tauben verlocken! Wozu haben wir einen Bundesrath? Wollen Sie mich ehelichen oder nicht?“

Ich stand bei diesen Fragen und Vorwürfen stumm und ergeben da. „Wie kommen denn Sie daher?“ fragte ich endlich.

„Durch eine Fügung Gottes!“ sagte sie.

„Ich wünschte schon, der liebe Gott hätte sie wo anders hingefügt!“ seufzte ich. Aber Sie heißen ja nicht Emilie Gutekunst!“ —

„O doch. Das ist mein Familienname, den ich vor meiner Verheirathung trug,“ entgegnete sie.

„So, Sie waren schon einmal im heiligen Stand der Ehe, und wo ist denn Ihr Seliger gestorben?“ fragte ich neugierig.

„Er ist noch gar nicht gestorben und ist bloß nach Amerika. Aber wir sind ganz ordentlich geschieden,“ antwortete sie.

„Er wird aus lauter Angst vor Ihnen nach Amerika gegangen sein,“ erwiderte ich. „Jetzt begreife ich die ganze Sache. Bei mir dienten Sie unter dem Namen Kohlrausch, also unter dem Namen Ihres davongegangenen Gatten, und auf der bekannten Liste der Madame Pelz figurirten Sie unter dem Namen Gutekunst. Das sind also die wunderbaren Fügungen des Himmels! O ich unglücklicher Mensch! Wa-

rum lenkte die Vorsehung Sie zu mir? Jetzt aber,“ rief ich zornig aus, „jetzt machen Sie, daß Sie fortkommen; denn es ist eine Schande, wie ich betrogen worden bin!“

„Ich gehen?“ rief sie mit funkelnden Augen aus. „Nicht eher, als bis Sie mir das Versprechen der hl. Ehe gegeben haben. Denn die wunderbaren Fügungen des Himmels —“

„Fügungen des Himmels,“ entgegnete ich. „Wenn das Fügungen sind, daß ich einen Dämon zum Weibe nehmen soll“ —

„Dämon! O Sie Niedertracht! Ich ein Dämon! Sie haben mir die Ehe versprochen und ich verklage Sie beim Bundesrath!“

„Meinetwegen.“

„Sie wollen mich also nicht?“

„Nein und hunderttausendmal nein.“

„So erstehe ich Sie.“ Und flugs gieng sie auf mich los. Ich lief um den Tisch herum, sie hintendrein, da gelang es mir, die Thür zu erreichen. Ich riß sie auf und stürzte hinaus.

Ich wußte gar nicht, was ich anfangen und denken sollte, so hatte mich die fatale Geschichte angegriffen. Das war also der Ausgang meines Heiratsversuches. Ich rannte wie ein Rasender durch die Gassen, welche ich Vormittags an der Seite meines Freundes Nabilus so hoffnungsvoll durchwandert hatte. Auf einmal stand ich vor dem Gasthose zum „goldenen Stern“, dessen Traubensaft schon so manche Wolke von meiner Stirne scheuchte. Ich trat ein und versenkte meine Heiratsqualen in Champagner.

Die neue Fleischverkaufshalle in Zürich.

Im Centrum der Stadt Zürich, beim Rathhaus, lag seit Jahrhunderten „die Metz“ (das Fleischverkaufsort) und ihr gegenüber, in der Limmat erstellt, das „Schindhaus“ (Schlachthaus).

Die Zunft der Metzger war stets eine der angesehensten Zünfte gewesen; sie hatte eine große politische Bedeutung und es hat darum nichts auffallendes, daß schon 1421 anlässlich einer Erweiterung der alten Metz durch Erkenntniß von Bürgermeister, Klein- und Grobkräthen der Stadt Zürich, „der Zweihundert“, „die löbliche Zunft zum Widder bei allen ihren Gerechtigkeiten, guten Gewohnheiten, Freiheiten und Herkommen bestätigt und geschützt wurde.“

Diese Gerechtigkeiten und Freiheiten bestanden aber im wesentlichen darin, daß die Inhaber der damals vorhandenen 33 Metzgbänke diese ihre Bänke nach wie vor vererben, verkaufen, verpfänden konnten, auch versteuern mußten, mit einem Wort sie als wahres Eigenthum behandelten, und daß kein anderer Metzger sein Gewerbe in der Stadt treiben durfte als eben sie.

Im Jahr 1541 wurden die 33 Metzgbänke um 5 weitere Bänke, die sogenannten Herrenbänke, vermehrt, welche im Eigenthum der Stadt verblieben und von dieser gegen einen jährlichen Zins „zu Lehen gegeben wurden“, während hinwiederum auch die 33 Metzger 100 Pfd. „ge-